

Düstere Bilder

(Wirtschaftliche Wochenblatt)

Die Sozialversicherung vor der Generalprobe — Die drei Aufgaben der Finanzpolitik — Vertretende Zwischenstellen allgemeine Höhe — Der überhandnehmende Fasizismus (Nachdruck verboten!)

Je näher der Winter heranrückt, umso düsterer werden die Bilder, die uns die verantwortlichen Staatsmänner für die nächste Zukunft enthalten. Diesmal war es Reichs-

zwischenzeitlich derart das Kabinett weiterhin über neue Sparmaßnahmen. Die Erhöhung der Umsatzsteuer, die angedeutet geplant scheint, dürfte den Verdruss des allgemeinen Preisschwundes alles andere als dienlich sein.

Die Ernte hat nicht überall gleiche Erträge abgeworfen. So wird z. B. aus der Pfalz mitgeteilt, daß 75 Prozent der erwar-

Bei der allgemeinen hoffnungslosen Wirtschaft konnte auch die Leidgeprügte Herbizidmisse keine Wunder tun und so verlor sie bisher sehr

ber der Krise verhältnismäßig erfolgreich widerlegen konnten, hatten im Juli einen erheblichen Rückgang ihres Warenum-

So sehr sich auch die Klagen über den wirtschaftlichen Niedergang häufen, so findet man doch dann und wann Ausnahmen, die von allen freudig begrüßt werden. So konnte eine ganze Reihe von Ausstellern der Berliner Kunst-

Nun haben wir auch den mit gewisser Spannung erwarteten Vorkriegstag erlebt. Er entsprach im großen und ganzen den gegebenen Erwartungen.

Produktenmarkt. An den Getreidebörsen war die Nachfrage nach Weizen bei starkem Angebot klein, der Preis schwach, dagegen waren die Roggenpreise ziemlich gut behauptet.

Warenmarkt. Die Großhandelsindexziffer ist gegenüber der Vorwoche um 110,8 um 0,7 Prozent auf 110 gesunken. Die Lebenshaltungskosten waren im August weiter rückgängig und zwar betrug die Lebenshaltungskosten im August 1931 gegenüber 1924 im Juli; der Rückgang beträgt somit 1,8 Prozent.

Wiedermarkt. An den Schlachtviehmärkten haben die Preise für Kühe und Schweine überwiegend angezogen, während diejenigen für Großvieh im allgemeinen nachgegeben haben.

Holzmarkt. An den Rundholzmärkten herrscht nirgends nennenswerter Geschäft. Auch das Brettergeschäft bleibt

ohne Belebung. Die Papierholzindustrie zeigt geringen Bedarf. Die russische Holzkonkurrenz ist sehr stark.

Konkurrenz und Vergleichsverfahren. Neue Konkurse: Hermann Reichhaupt, Kolonial- und gem. Warengeschäft in Schwenau; Ja. Johann Berger, Ringfabrik in Gmünd, Ind. Karl und Gustav Berger in Gmünd; Ja. Berger u. Dammann, goldene Ringe, Ind. Erwin Berger in Gmünd; Ja. Gebrüder Häblich, Baugeschäft in Weidlingen; Josef Dentele, Versicherungsüberinspektor in Kalen. — Vergleichsverfahren: Ja. Carl Hahn u. Co., Baugeschäft in Schorndorf; Ja. J. M. Gohart, Lederfabrik in Ulm.

Württemberg

Rottenburg, 1. Sept. (Ein rätselhafter Fall.) Gingen da, so berichtet der „Schwarzwälder Boten“, drei jüngere Leute des Weges zwischen Esslingen und Ergenzingen, da machte sich von rückwärts ein eleganter Kraftwagen, der anhielt, als er die drei jungen Leute eingeholt hatte. Ob sie nicht mitfahren wollten? Natürlich wurde von allen mit Freuden zugestimmt. Das nächste Ziel war Tübingen. Einen Augenblick der Prüfung. Es könne doch nur einer mitfahren. Bald war man handelseins, wer mit durfte, und die Fahrt ging los. Unterwegs erst fiel dem mitfahrenden jungen Mann das gebrochene Deutsch des Wagenbesizers auf. Auch war es ihm rätselhaft, daß nur er mitfahren durfte, trotz des reichlich vorhandenen Platzes. Und daß die Fahrt mindestens bis Tübingen gehen sollte, während doch Rottenburg das Ziel war. Schließlich forderte der junge Mann kategorisch, aussteigen zu dürfen. Nach kurzem Hin und Her wurde die Bitte auch gewährt, nachdem sich ergeben, daß der Gastfahrer noch nicht 18 Jahre alt war. Dann trat es sich um den Verbedienst für die Fremdenlegation? Nachträglich ergab sich, daß der elegante Wagen aus Frankreich war. Es ist auf jeden Fall Vorsicht geboten gegenüber Autos, die unausgefordert zum Mitfahren einladen.

Tübingen, 1. Sept. (Ein zeitgemäßer und vorbildlicher Beschluß eines Gemeinderats betreffend deutsches Obst!) Schon vor 2 Jahren hat der Tübinger Gemeinderat beschlossen, daß auf den auf städtischen Plätzen lebenden Obstverkäufern nur einheimisches Obst feilgeboten werden darf. Nun wurde kürzlich von den betreffenden Obsthändlern in einer Eingabe an den Gemeinderat um Aufhebung dieser Bestimmung gebeten und darauf hingewiesen, daß in gewissen Zeiten andere als deutsche Früchte gornicht auf dem Markt sein können. Der Tübinger Gemeinderat aber blieb bei seinem früheren Beschluß und konnte sich nicht davon überzeugen, daß die bisherige Bestimmung nicht mehr zeitgemäß war. Es darf also auch in Zukunft auf städtischen Plätzen nur deutsches Obst verkauft werden.

Ulm, 4. Sept. (Eine handliche Frau.) Am Donnerstag nachmittags fiel harter Regen. Eine ältere Frau vom Lande, die einen schweren Korb trug, hielt beim Wänscherplatz ihren Schirm so ungeschickt, daß sie einen Kraftwagen nicht sehen konnte. Die Frau wurde erfasst, zur Seite geschleudert, wobei ein Kleidungsstück zerriß. In großer Aufregung erhob sie sich und schlug mit dem offenen Regenschirm solange auf die Kühlerhaube los, bis nur noch Regen am Schirmgestell hing. Als der Fahrer ausstieg, um die Frau zu beruhigen, packte ihn die Resolute und es bedurfte des Eingreifens handfester Passanten, um eine Prügelei zu vermeiden. Erst nachdem der Wagenbesitzer, ein Herr aus Stuttgart, sich bereit erklärt hatte, der Frau den Schaden zu ersetzen, fand sich die Erregte mit ihrem Klagegesuch ab. Der kleine Zwischenfall kostete viele Zuschauer

Der Weg der Brigitte Andreas.

Roman von Oskar von Danneberg. Copyright 1927 by Karl Kobbler & Co., Berlin-Zehlendorf. (Nachdruck verboten.)

Der Kapitän lächelte vergnügt. „Dies ist die Quinta Esperanca,“ erklärte er, „ein kleines Stück Nordsee in dem Paradies Madeira, und dies ist Rittich Turner, seine liebenswürdige Besizerin.“

Brigitte gab Rittich Turner die Hand. Dann stieg sie eine große Treppe hinauf, die sich mit hohen Bögen gegen die Bai von Funchal öffnete.

Brigitte genoh in vollen Zügen den überwältigenden Anblick; plötzlich aber unmvollte sich ihre Stirn: In einem der Bögen stand Robert Schubert. — Er hatte den Arm um Hilma gelegt; neben ihnen wartete der gedecorete Tisch. Hilma schmeigte sich an ihn, ihre Wangen waren halb geschlossen, ihr Mund ein wenig geöffnet. Robert schaute auf, wurde verlegen; auch Hilma erkannte Brigitte, und sofort kam wieder etwas Leuerndes in ihren Blick. Brigitte erwiderte Roberts Gruß freudig. Es wäre ihr eine Qual gewesen, hätte Robert sie angeredet.

„Sehr, sehr schön ist es hier, Herr Kapitän — aber gibt es nicht noch ein anderes gutes Hotel?“

Der Kapitän vermutete sofort, daß es Brigitte nicht angehen sei, mit ihrem Angestellten, mit dem sie bisher auch auf dem Schiffe nicht in Berührung getreten war, in denselben Hause zu wohnen.

„Gewiß,“ sagte er, „vertrauen Sie sich nur meiner Führung an.“

Sie fuhren wieder zu Tal, durchquerten die Stadt und folgten der breiten Straße, auf der jetzt in langer Reihe die Postkutschen der „Lühom“ in Autos dahingalgen. Sie alle wollten schnell noch vor Abfahrt des Dampfers das liebliche Fischerdorf Camara de Lobos besuchen. Auf einer vorliegenden Klippe, vor einem gewaltigen Palmenpark, der von Blumen durchsetzt war, erhob sich der Bau eines prächtigen Hotels.

„Reids Palasthotel,“ sagte der Kapitän, „es ist auch nicht übel gelegen, was?“

Zwei Tage war Brigitte schon in Madeira, und Don Hilario immer an ihrer Seite. Je mehr sie entschlaffen war, sich von Robert vollkommen fernzuhalten, um so mehr schloß sie sich unwillkürlich an den Bolivianer an. Er blieb stets in den Grenzen vornehmer Zurückhaltung, war nie aufdringlich. Wenn Brigitte manchmal sich selbst vergaß, wieder zum harmlosen Kinde wurde

und laut aufschaupte über all die Pracht der Natur, dann lächelte Don Hilario distret.

„Gewiß ist es schön, aber was ist dies alles gegen meine Heimat Bolivien!“ pflegte er dann geheimnisvoll zu sagen.

Am Abend kam der Dampfer „Christobal Colombo“ in den Hafen. Er war nicht so groß wie die „Lühom“, aber sauber, und Brigittens Kabine war sehr geräumig.

„Sie geshatten, daß ich als Dolmetscher diene,“ sagte Don Hilario zu Brigitte, „die Besatzung spricht nur Spanisch. Wenn Sie meiner bedürfen — ich danke gleich in der nächsten Kabine.“

Sie wußte nicht, warum sie das unangenehm berührte. Doch irgendein fremder Mann die Nebenkabine bewohnte, war auf dem Schiffe doch natürlich. Nun, da es Don Hilario war, erschien es ihr peinlich.

„Ich denke, meine paar Braten Spanisch werden schon ausreichen.“

Hilario zog sich sofort mit einer höflichen Verbeugung wieder zurück.

Am Abend fuhr das Schiff ab, in die leuchtende, unbekannte Fern.

Tage vergingen, zauberhafte Tage auf dem ruhigen Meer, im Sonnenschein und unter dem Sternendimmel. In einer wunderbaren Mondnacht war das Meer seltsam verwandelt, es glitz fast einer blumigen Wiese. Auf weite Strecken war es übersät mit großen Pfingstblumen, die, auf eigentümlichen Schwimmböden treibend, sich zu Streifen und Päckchen zusammenschlugen, aus denen sogar liebliche Blütenriebe hervorlugten.

„Das Caragassomer,“ hatte Don Hilario Brigitte erklärt. „Nur selten berühren die Dampfer diesen Streich, aber wir fahren eine besondere Strecke.“

Brigitte stand auf dem obersten Deck. Auf dem Deck der zweiten Kabine war Ball. Sie hatte Hilma heimlich beobachtet, die aus einem Arm in den anderen zog, während Robert meist nur Zuschauer war. Wieder hatte sie nur ein verächtliches Lächeln und war still in ihre Träume versunken.

„Senorita!“

Sie schrak zusammen. Don Hilario stand noch neben ihr. Es war ein anderer Klang in seiner Stimme als sonst. Eben verstumte der letzte Ton der Musik, und die Passagiere verteilten sich in die Rauchzimmer und Gesellschaftsräume. Don Hilario hob erbtigt aus. Wahrscheinlich hatte auch er getrunken und vielleicht Sekt getrunken. „Weiß ein Glück, daß uns hier keiner hört.“ Sie wußte selbst nicht, warum sie erschrocken und am liebsten fortgerannt wäre. Sie hatte doch der Bolivianer die gesellschaftlichen Grenzen überschritten. Aber sie wußte nichts zu sagen.

„Es ist eine herrliche Nacht und eine Fahrt durch das Märchen“, sagte Don Hilario leise.

Wieder ließ der Ton seiner Stimme sie stehen. „Jetzt aber möchte ich hinunter,“ flüsterte sie.

„Einen Augenblick noch, Senorita!“ bot er und ergriff ihre Hand. „Sie züde bestig zusammen.“

„Warum spielen Sie mit mir?“ fragte er leise.

„Oh mit Ihnen?“ gab sie ebenso zurück. „Aber Sie irren sich, Don Hilario.“

„Sie wissen doch, wie glühend ich Sie liebe.“

Er legte den Arm um ihre Schulter. Sie wich zurück und hätte am liebsten um Hilfe gerufen, aber sie wollte keinen Stachel.

„Ich bin doch kein Kind, Senorita, ich liebe Sie, und Sie lieben mich wieder.“

Sie rang nach Atem.

„Können Sie mich los! Ich will es, ich befehle es Ihnen!“

„Ich habe Don Viktor beauftragt,“ sagte Don Hilario nun und schien ganz ruhig zu sein, „er hat Ihnen gesagt, daß ich Sie liebe. Er hat mir gute Vorhersagen gebracht. Denken Sie, ich glaube an das Märchen von dem Schleißenstein, den Sie teilen wollen? Das ist Arbeit für Männer, das tut Don Roberto. Ich habe Sie eingeladen. Sie sind meiner Einladung gefolgt. Sie sind meine Braut! Warum lassen Sie mich schmachten? Der Kapitän weiß, daß wir verliebt sind. Warum legen Sie mich dem Gespött aus? Donna Brigitta!“

Er wollte sie an sich reißen.

Sie sträubte sich, ließ ihn zurück und atmete bestig.

„Don Hilario,“ sprach sie gequält, „geben Sie, wenn Sie ein Ehrenmann sind: Sie irren sich vollständig. Ich habe nie an Sie gedacht. . . Geben Sie, oder ich rufe um Hilfe.“

Er brütte vor Erregung, packte sie wieder an den Schultern, preßte sie an sich, bog ihren Kopf zurück und wollte sie küssen. Als aller Kraft ließ sie ihn wieder von sich.

„Aber ich liebe Sie doch, Senorita,“ sagte er erneut, „glühend liebe ich Sie. Und Sie lieben mich auch. Ich weiß es doch, Sie dachten an keine Reise nach Bolivien, bis ich Sie darum bat. Sie sind mit demselben Schiffe bereit wie ich.“

„Weil ich Sie für einen Ehrenmann hielt, Don Hilario!“

„Bin ich es nicht? Und bin ich nicht der erste Mann in meiner Heimat? Glauben Sie wirklich, Sie, ein deutliches Mädchen, sind imstande, in Bolivien Ihr Wert zu vollenden? Das Werk, das mein Vater in seinen Händen hält? Haben Sie wirklich vergessen, daß Sie ein Weib sind? Und daß es die einzige Aufgabe der Frau ist, zu lieben?“

Er warf sich plötzlich vor ihr auf die Knie.

(Fortsetzung folgt.)

an. Der Schirm, der einem Leben gleich, hing noch lange nachher an der Bretterwand der Kammernbauhütte zum Gaudium der Jugend.

Untervorbad, Ost. Weizheim, 1. Sept. Das Klopfen aus dem Sarge. Am Mittwoch nachmittags ereignete sich hier eine fesselnde Sache: Der im Alter von 86 Jahren entschlafene Wäldermeister Karl Seibold wurde nachmittags unter großer Anteilnahme der Bevölkerung beerdigt. Gegen 3 Uhr verabschiedete sich wie ein Vauisener das Gerücht, der Totengräber habe aus dem Grabe Klopfgeräusche vernommen und vermutet, daß der Mann nicht tot sei. Um der Sache auf den Grund zu gehen, wurde der Oberamtsarzt und ein Arzt aus Blumberg zur Öffnung des Sarges bestellt. Es wurde von den beiden Ärzten jedoch einwandfrei der Tod des Entschlafenen festgestellt. Der Tot lag bei der Öffnung des Sarges noch in genau derselben Lage, wie er vom Leichenhauer gebettet war. Der Friedhof war von einer aufgeregten Menge bis in den Abend hinein belagert.

Papierindustrie und Papierholzerzeugung

In den Jahrzehnten vor dem Krieg hat die deutsche Papierindustrie erstaunderweise einen gewaltigen Aufschwung genommen; ihr Holzverbrauch ist derart angewachsen, daß die eigene Erzeugung der deutschen Holzgewinnung bis in die letzte Zeit hinein bedeutend unzureichend war. In den vergangenen Jahren sind von den rund 10 Millionen Kammern Papierholz, die von den deutschen Papierfabriken verarbeitet wurden, nur 3-4 Millionen Kammern durch Eigenherstellung gedeckt worden; der weitaus größere Teil des Rohstoffes wurde also vom Ausland bezogen. Daß dabei die Einfuhr aus Finnland eine immer bedeutendere Rolle spielte, ist bekannt. Die Russen haben es verstanden, die von ihnen Bawierholz beziehenden Firmen mit langfristigen Lieferungsverträgen zu günstigen Preisen zu begünstigen. Inzwischen ging der Verbrauch an Papier erheblich zurück, was zu der bekannten Einschränkung von 30 Prozent in der deutschen Papierindustrie führte. Nach den Bilanzangaben namhafter Papierfabriken hat die deutsche Papier- und Zellstoffindustrie durch diese Entwicklung im Verlauf des letzten Jahres nicht geringe finanzielle Opfer tragen müssen. Die Ursache der derzeitigen wirtschaftlichen Bedrängnis der Papierindustrie ist neben der allgemeinen Krise in der zu einseitigen Einstellung auf das Ausland zu erklären.

Die deutsche Holzgewinnung wäre wohl in der Lage, die Papierholzerzeugung erheblich zu steigern. Dies erweist die Tatsache, daß z. B. im Jahre 1900 aus den deutschen Wäldern über 4 Millionen Kammern Papierholz geliefert wurden gegenüber 3,5 Millionen in den früheren Jahren. Insbesondere sind es die süddeutschen Waldgebiete, die zu einer namhaften Steigerung der Papierholzerzeugung beitragen vermögen. Da Papierholz zum großen Teil aus Erziehungswäldern gewonnen wird, wäre vermehrter Anbau überdies als volkswirtschaftlicher Gewinn zu buchen. Anstatt zur vollen Ausbeutung der heimischen Erzeugnisse zu streben, nahm die Zellstoffindustrie die neuerdings notwendig gewordene Einschränkung in der Papierverarbeitung zu einem großen Teil auf Kosten der Inlanderzeugung vor. So ist es zu erklären, daß der Absatz des einheimischen Papierholzes während der beiden letzten Jahre außerordentlich schleppend vor sich ging, und wenn aus dem letzten Winterertrag noch namhafte Mengen Papierholzes in den deutschen Wäldern liegen und dem Verderb anheim zu fallen drohen; allein in den württembergisch-hohenzollernischen Staats-, Gemeinde- und Privatwäldern lagern noch zehntausende Kammern, ohne bisher einen Käufer gefunden zu haben.

Mit großer Sorge sieht die heimische Holzgewinnung dem neuen Holzverehrung entgegen. Die Verhandlungen, die schon vor längerer Zeit mit der deutschen Papierindustrie eingeleitet wurden, haben lediglich zu der unverbindlichen Erklärung geführt, daß im nächsten Winter die im deutschen Walde zum Einschlag kommenden Papierholzer schon Abnahme finden werden. Eine Zusage, daß auch nur die planmäßig anfallenden Hölzer zu einem bestimmten Zeitpunkt abgenommen werden, ist nicht erfolgt.

Angeichts der durch die drückende Geld- und Wirtschaftskrise verursachten gemeinsamen Not der Teile, der Holzgewinnung und Holzverehrung, wäre der Zeitpunkt gekommen sich auf die in der heimischen Erzeugung liegenden Möglichkeiten zu besinnen. Ein nachahmenswertes Beispiel bietet die schwedische Papierindustrie, welche im vergangenen Herbst der dortigen Holzgewinnung gegenüber rechtzeitig sich verpflichtet hat, den gesamten einheimischen Papierholzanfall

efflos zu vertretbarem Preis abzunehmen, bevor auch nur ein Kammern aus dem Ausland bezogen würde. Wie man hört, hat angeichts der neuerlichen Absatzkrise in der heimischen Holzgewinnung die Forderung nach Einführung eines **Verwendungszwanges für deutsches Papierholz** mehr denn je Aussicht auf Erfüllung. Auch steht zu erwarten, daß demnächst Beschlüsse an die Staats- und Gemeindebehörden ergehen, ihren Bedarf an Papier in erster Linie bei solchen Firmen zu decken, die nachweisbar deutsches Papierholz verarbeiten. Es ist eine leidige Erscheinung, daß bei uns Staatsbedürfnisse nicht anders als durch wirtschaftliche Vernunft und gegenseitige Verständigung die Schwierigkeiten beseitigt werden können.

Aus Welt und Leben

Die Verschmutzung des Bodensees ist Ursache des schlechten Wasserstandes, das gerade in diesem Jahr von vielen Mißerfolgen begleitet war, so daß die Bodenseefischer vor einem noch selten erlebten Fehljahr stehen. Bekanntlich verlegten sich fast alle Fischer in der Hauptzeit auf den Maifischfang. Deshalb sind sie von den geringen Fangergebnissen ganz besonders betroffen. Selbst mit den Schwemmschiffen bleiben die Fänge fast vollständig aus. Es ist anzunehmen, daß der gewaltige Anfall in den nächsten Wochen noch eingemahnen werden kann. Der Mißerfolg mit seiner großen wirtschaftlichen Schädigung dürfte in erster Linie darauf zurückzuführen sein, daß auf die künstliche Erbrütung in den Fischzuchtanstalten zu wenig Wert gelegt wird, was sich nun mehr und mehr auswirkt. Ein weiterer Grund liegt, wie in Fischereikreisen angenommen wird, in der überaus starken Verschmutzung des Bodenseewassers, die seit dem Dieboldsauer Durchbruch in unerträglicher Weise zugenommen habe.

Fingerringel und Geisteskrise. Am Fingerringel, und zwar nicht an dem Nagel, gelingt es, die äußersten Kapillaren der Haut, die sogenannten Kapillaren, unter dem Mikroskop zu sehen, wenn man sie mit etwas Öl bestrahlt. Dadurch sind sie dem Studium zugänglich gemacht worden und dieses hat gezeigt, daß ein Säugling andere Kapillaren besitzt als ein ausgewachsener Mensch. Sieht man nun unter dem Mikroskop, daß bei einem Kinde, trotzdem es mehr als zwei Jahre zählt, die Blutgefäße des Fingerringels nicht die nötige Reife erlangt haben, so kann man von vornherein annehmen, daß das Kind auch in anderen körperlichen und geistigen Beziehungen nicht ganz die seinem Alter entsprechende Stufe erlangt haben wird. Das bietet die Möglichkeit, durch die Kapillarmikroskopie Störungen der Entwicklung bereits zu einem Zeitpunkt feststellen zu können, in welchem sie sich sonst noch durch keinerlei Erscheinungen bemerkbar gemacht haben. Diesen Zusammenhang haben die Forscher besonders prägnant bei bestimmten Hilfschülern, gewissen Anfängen der Zerebralanstalten, aber auch bei manchen scholastischen Schülern der Normalstufe oder bei kindlichen Psychopathen beobachtet und ebenso auch bei jugendlichen Arminellen. Das gibt nun auch immerhin die Möglichkeit, geeignete Maßnahmen bei geistig zurückbleibenden Kindern zu ergreifen, zu einer Zeit, in der noch förderliches Wachstum und Entwicklungsstörungen günstig beeinflusst werden können, so daß auch die geistigen Funktionen gefördert werden.

In welcher Wassertiefe hört die Wirkung des Tageslichtes auf? Diese Frage ist von naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten nicht uninteressant, ihre Beantwortung ist aber auch von recht erheblicher wirtschaftlicher Bedeutung und zwar für die Schiff-

fahrt. Denn trotz aller Vorkehrungsregeln lassen sich Schiffsunfälle leider nicht ganz vermeiden und noch viel zu oft geschieht es, daß See- und Luftfahrzeuge Schiffbruch erleiden und untergehen. Die zunehmende Ausdehnung der Meeresverkehrsverbindungen auf den See lebenden Fahrzeugen hat es glücklicherweise ermöglicht, den Verlust von kostbaren Menschenleben durch Schiffsunfälle von Jahr zu Jahr betragsmäßig zu mindern, obwohl eine 100prozentige Sicherheit bedauerlicherweise noch nicht erreicht werden konnte. Da nun bei der Bergung gesunkener Schiffe oder ihrer Ladung die Unterwasserarbeit der Taucher in hohem Maße vom Tageslicht beeinflusst ist, so haben englische Schiffversicherungsanstalten im Verein mit dem englischen Seesamt durch Sonderdampfer im Kanal umfangreiche Untersuchungen durchführen lassen, um festzustellen, bis in welche Meerestiefe das Tageslicht bei normalen Verhältnissen noch wahrnehmbar ist. Gewisse Messungen haben ergeben, daß in einer Tiefe von 2 Metern unter dem Wasserspiegel noch 6,20 Prozent der Tageshelligkeit vorhanden sind, daß dann aber mit wachsender Tiefe die Einwirkung des Tageslichtes sehr rasch abnimmt. Wenn 20 Meter unter dem Meeresspiegel kommen nur noch 0,72 Prozent des Tageslichtes und weitere 20 Meter, also 40 Meter unter dem Meeresspiegel, gar nur noch 0,085 Prozent wahrgenommen werden. In etwa 75 bis 80 Meter Meerestiefe beginnt denn das Reich der ewigen Nacht.

Die einstimmige Wahl

Diese ergötliche kleine Geschichte trug sich vor kurzem in einem europäischen Staate zu, wo das allgemeine geheime Wahlrecht noch nicht eingeführt ist und wo die Republikanismus der allmählichen Staatsgewalt auf dem Lande noch immer die Stichrichter sind, eine Art von Kreisverordneten, die von der Regierung ernannt werden. Da hatte eine größere Gemeinde den Gemeindevorstand zu wählen. Drei Kandidaten waren sich um den Posten. An erster Stelle wurde der Kreistatthalter der Regierung aufgestellt, an zweiter Stelle jener, dem die Gemeinde ihr Vertrauen schenken wollte. Am Tage der Wahl erschienen also auf Einladung des Herrn Oberstatthalteres, der die Wahl zu leiten hatte, die Mitglieder des Gemeindevorstandes, brave Kleinbürger und Großbauern in Zivilkleidung des Gemeindevorstandes. Das Wort „Wahltag“ war für diesen Tag nicht, denn, wie die Erscheinungen zeigten, waren familiäre Sitzgelegenheiten aus dem Saal geschafft worden. Das übliche Gemeindevorstandes hatte alle in Ausführungen des auf dem Podium erschienenen Herrn Statthalteres stehend anzuhören. Dieser gab bekannt, daß die zur Wahl des Statthalteres gestritten werde und betonte, daß er erster Stelle Herr X. (der Minister der Regierung), an zweiter Stelle Herr Y. (der Mann der Gemeinde) kandidieren werden.

„Und nun möge die Abstimmung erfolgen, meine Herren“, sagte der Oberstatthalter. „Jene, die Herrn X. mit ihrem Vertrauen beehren wollen, mögen aufrecht stehen bleiben, hingegen jene, die Herrn Y. ihre Stimme geben, wollen sich neigen.“

Im nächsten Augenblick laurte das ganze Gemeindevorstandes. Nur der Herr Oberstatthalter und sein Sekretär auf dem Podium standen aufrecht. Die beiden Herren drehten einfach dem Gemeindevorstand den Rücken zu, rauchten Zigaretten, begannen miteinander ein Gespräch, als ob sie die Wahl nicht anginge. Nach etwa zwei Minuten schickte der Herr Oberstatthalter über seine Schultern in den Saal zurück: „Achtung, bitte noch in den Reihen, Nach fünf Minuten prüfte er die Situation in der gleichen Weise. Die Anwesenden laurte noch immer. Die Herren auf dem Podium saßen bereits die zweite Zigarette an. Zehn Minuten sind verstrichen, da richteten sich die Weisesten des Gemeindevorstandes auf. Ihre beidseitigen Hände hielten die Hochachtung nicht länger aus. Allmählich folgten ihnen auch die jüngeren Jahrgänge, in der Reihen, sie hätten nun im Interesse ihres Kandidaten lang genug gehockt. Als dann das Gemeindevorstandes wieder aufstand, wandte sich ihnen der Herr Oberstatthalter wieder zu und warf seine Zigarette in die Ecke und mit strenger Miene im Brustton seiner Amtswürde verständete er:

„Ich stelle fest, daß jeder der Anwesenden aufrecht steht. Ich erkläre also Herrn X. für einstimmig gewählt.“ Die Wahl des Gemeindevorstandes war beendet. Der Statthalter sagte mit legalen Mitteln. (W. J. St.)

Häufiges aus alter Zeit

Kaiser Wilhelm I. war auf der Jagd im Harz. Die Stroh des hohen Jagdberges sollte es Stroh Bild betragen. Als ihm dies gemeldet wurde, hörte er erstaunt zu und meinte dann:

Der Weg der Brigitte Andreas.

Roman von Otfried von Hanstein.

Copyright 1927 by Karl Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf.

20. Nachdruck verboten.

„Stehen Sie auf.“ sagte Brigitte mit ruhiger Stimme, geben Sie, und ich will annehmen, daß Sie zwei getrunken haben. Gehen Sie.“

„Ja, Senorita, ich bin trunken, aber trunken von meiner Liebe.“

„Soll ich wirklich um Hilfe rufen?“

„Brigitte!“

„Sie stand hochauferachtet an der Keesling, sah hochmütig auf diesen Mann, der seiner selbst nicht mehr Herr war. Don Hilario aber sprang auf, blinzelte sich schnell noch einmal um und war wieder bei ihr.“

„Senorita Brigitta!“

„Hilfe, Hilfe!“

„Sie wehrte sich gegen seine Umarmung, er wurde brutal, suchte ihren Mund zu verschlingen, wollte sie wieder küssen, da sprangen rasche Schritte die Treppe herauf, eine Hand rief ihn zurück.“

„Kleider Habel! Das werden Sie mir hühen!“

„Vorabend stand Robert Schubert neben ihnen.“

Don Hilario drehte sich wortlos um und schritt die Treppe hinab. Brigitte stand einen Augenblick wie erstarrt da, als ob sie aus einem Traum erwache, dann schlug sie in Eile auf und Entsetzen laut aufweisend ihre Hände vor ihr Gesicht. Unwillkürlich legte Robert den Arm um sie. Er konnte das alles nicht verstehen.

Hilma wollte in ihre Kabine. Don Hilario kam ihr entgegen. Es war so dunkel, daß sie sein Gesicht nicht erkennen konnte.

„Haben Sie meinen Mann irgendwo gesehen?“ fragte sie ihn.

„Ihr Herr Gemahl ist bei Donna Brigitta.“ antwortete er ruhig und ging weiter.

Hilma stürzte an ihm vorüber. Als sie oben ankam, rang sie fruchtlos nach Atem. Sie sah, wie Robert die weinende Brigitta in den Armen hielt, und bebte vor Wut und Eifersucht.

„Dab' ich euch endlich ertappt?“ rief sie.

„Dab' ich euch endlich?“ fuhr sie mit lauter Stimme fort.

„Also hat Herr Viktor Andreas mit doch die Wahrheit?“

„Darum sind Sie mitgefahren. Ehedocher Sie!“

Robert ergriff Hilmas Hände.

„Schweig, ich bitte dich.“

„Du kannst mich ja auch noch schlagen.“ sagte sie böse und rief sich los. „Nur immer ja!“

Brigitte war jetzt vollkommen ruhig geworden, wie gelähmt.

„Herr Schubert.“ sagte sie mit leiser, leiser Stimme, „bitte führen Sie Ihre Frau fort. Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe.“

„Sie trankte sich um und ging. Hilma rief ihr etwas Vöses nach.“

Aufrechter als je schritt Brigitte über das Deck und sah den Kapitän.

„Sie wußte nicht, ob der Kapitän die Szenen mit Don Hilario und mit dem Schuberts mitangehen hatte. Sie trat auf ihn zu.“

„Herr Kapitän.“ sagte sie, „ich bitte Sie, führen Sie mich in meine Kabine. Ich stelle mich unter Ihren Schutz.“

„Sie sind beleidigt worden? Von wem?“

„Davon morgen; heute bitte ich Sie nur — führen Sie mich in meine Kabine.“

Die neugierigen Stewards, die doch einiges erdolcht hatten, sahen sie stumm, stolz bis in die Fußspitzen, an der Seite des Kapitäns die Treppe herunterkommen und in ihrer Kabine verschwinden.

Nach Robert und Hilma waren stumm nebeneinander hergegangen, bis sie ihre Kabine in der zweiten Kajüte erreichten und die Tür hinter ihnen geschlossen war. Robert debte vor Erregung, Hilma hatte lobende Augen.

„Hilma.“ sagte er leise, „du solltest dich hühen.“

„Sie lachte laut auf.“

„Dab' mich hühen? Weil du mit deiner Liebsten —“

„Schweig!“

„Schweigst du mich? Ich opfere dir mein Leben, und du nimmst meine Liebe mit dir! — Und da soll ich hühen!“

Er wandte sich ab, sie aber fuhr immer erregter fort:

„Alles weiß ich! Ich habe es dir schon gesagt, daß ich es weiß. Daß sie dich liebt, daß alles Komödie ist. Unerlöbliche Komödie. Ich bin wirklich nicht so dumm, wie du glaubst.“

Er schloß ihre Hände, er mußte sich zusammennehmen, sie nicht wirklich zu schlagen.

„Wenn hier jemand den anderen betrügt.“ sagte er wütend, „ich bin es nicht. Vielleicht bist du es, die aus einem Arm in den anderen fliegt. Ich habe es satt.“

„Sie sah, daß sie zu weit gegangen war. Sie blinzelte ihn an und sah, daß er sich zu war in seinem Zorn, seine Faust so rühigen Augen leuchteten.“

„Robert — ich liebe dich doch.“ schluchzte sie unter ihrem „Sei gut zu mir.“

Vielere Gefühlsausbruch stieg ihn ab. Einen Augenblick standen sie einander gegenüber, wortlos — dann schüttelte er den Kopf, ging aus der Kabine und schloß die Tür laut hinter sich zu.

Brigitte war in ihrer Kabine. Sah auf dem Rand des Bettes und sah hart vor sich hin. Sie wollte nachdenken, konnte kaum ihre Sinne fassen. Ihr war, als sei sie mit einem befeuert. Sie schüttelte sich im Tiefsten ihres Herzens entsetzt und gedemütigt. Nicht von diesem Weibe. Für sie hatte sie nicht als Betrachtung. Für Robert sogar eine Art Mitleid, aber auch das war mit Geringschätzung gemischt. Gedemütigt durch Don Hilario. Sie mußte an Kommerzianten Hilmas' Warnung denken: „Sie sind eine Frau, trotz allem! Haben Sie die Kraft, der Öffentlichkeit das verzeihen zu machen?“ — Hatte sie Kraft?

„Sie schredte auf, es hatte an ihre Tür gepöcht. Wer denn das sein? Don Hilario, der sie nochmals überfallen wollte? Oder Robert?“

„Wer ist dort?“ fragte sie verzagt.

„Kapitän Miguel. Darf ich die Senorita noch einen Augenblick sprechen?“

Sie erwiderte wieder. Welche neue Demütigung stand ihm bevor. Was wollte dieser Mann von ihr, dem Don Hilario? log, hatte, daß sie keine Braut sei?

„Sie trat hinaus.“

„Darf ich die Senorita bitten, mit mir in das Bureau des Oberstewards zu kommen?“ fragte er höflich.

„Bitte.“

Das Bureau war gleich gegenüber und jetzt vollkommen leer.

„Ich spreche im Auftrage des Senor Don Hilario d'Almeida.“ begann der Kapitän. Brigitte zuckte unwillkürlich zusammen.

„Senor d'Almeida hat mich gebeten. Sie in seinem Namen um Entschuldigung zu bitten. Wir Spanier sind voller Leidenschaft. Er hat sich hinreißend lassen, er glaubte —“

Brigitte unterbrach ihn: „Herr Kapitän, ich habe Don Hilario nicht einen Augenblick Veranlassung gegeben, irgend etwas zu glauben oder auch nur anzunehmen, das ihn berechtigt hätte, in mir etwas anderes zu sehen, als eine Frau, die zu einer wichtigen, schwereren und verantwortungsvollen Aufgabe in die Welt reist. Don Hilario hat nicht wie ein Cobalters gehandelt.“

(Fortsetzung folgt.)

...Ja, ja, es geschähen Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Weisheit nichts träumen läßt; es ist nicht ein Wunder, daß ich in St. Pauli erlagte, während ich mit 22 Patronen verflochten habe?"

Königin Wilhelmine von Holland besichtigte die Trocknungsanlagen am Jülichersee. Man reichte ihr nach Beendigung der Besichtigung vor dem Rathaus der kleinen Gemeinde, an dem ihr Auto stand, einen Becher Wein. Die Königin trank einen Schluck und schaute dann in ihrem Taschchen nach einem Taschentuch, womit sie sich den erlauchten Mund abwuscheln wünschte. Da aber schon der Bürgermeister ihre Hand von dem

Taschchen weg und sagte zwinckend: „Aber wo denken Sie hin, Majestät! Waschen Sie sich man keine Sorgen, es ist alles schon bezahlt.“

Conrad Dreber's Ruhm als Schauspieler und Komiker ging weit über Bayerns Grenze hinaus. In Wiesbaden und Berlin war er oft Gast Kaiser Wilhelms II., und als er einmal auf einem Dinerabend „Schwabenpflin“ aus Bismarck vortrug, meinte der Kaiser: „Aber, lieber Dreber, das würde den alten Derrn in Friedrichsruh doch verdrängen.“ Dreber erwiderte: „Majestät, so Spur, wann ich in Friedrichsruh bin, singe ich durchs Land dieselben Schwabenpflin vor, nur auf Majestät beziehend, nacha gleicht sich's wieder aus!“

Städt. Frauenarbeitschule Wildbad.

Kursbeginn: Für den Tagesunterricht am Donnerstag den 10. September 1931, 8 Uhr vormittags. Für den Nachmittags- und Abendkurs wird der Beginn noch bekanntgegeben.

Anmeldungen für sämtl. Kurse werden jederzeit entgegengenommen, ebenso wird **Auskunft** bereitwillig erteilt.

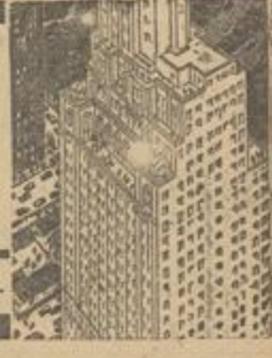
Die Schulleitung.



Das ist Amerika

Mit 100 Mark nach U. S. A. — Hinter der Dollarfront

Ein deutsches Schicksal / Von Karl Ey / Copyright 1930 by Presse-Verlag Dr. R. Dammert Berlin.



(7. Fortsetzung)

Hinter Gittern.

Das Polizeigefängnis, wohin ich geführt wurde, befand sich im Keller der Hauptwache. Es machte den Eindruck einer Katakomben. Ein halbrunder Raum, an dessen Wänden sich kleine Zellen befanden, die wie Kautschukfüße mit bis zur Decke reichenden Gittern versehen waren. Es stank auch wie in einem Kautschuklager und wimmerte von Ungeziefer.

Sergeant Frommholzer nahm mit meine Papiere und die neun Dollar und 40 Cents Bargeld ab. Er ließ mit Zigaretten und Streichhölzern und war nicht unfreundlich.

„Junge, Junge,“ sagte er auf Deutsch, „halte die Ohren frei. Du kannst es an den Kraken geben.“

„Aber ich bin doch völlig unschuldig. Kein Gericht kann mich verurteilen.“

Kommen denn alle Menschen nur durch einen Richterpruch ums Leben? Stübhorn!“

Damit schloß er die Käfigtür zu und ging.

Am nächsten Morgen gab es eine Blechkanne mit gutem Kaffee — überall in Amerika gibt es guten Kaffee, denn er kostet nur etwa eine Mark das Pfund — und zwei trockene Semmeln. Dann kam der Polizeisergeant Frommholzer wieder und führte mich zum Chef. Diese Vorführungen wiederholten sich drei bis viermal am Tage. Das Verhör begann immer mit den Worten:

„Warum haben Sie den Griechen erschossen?“

Sie legten sich damit fort, daß ich meine erste Aussage wiederholte und erwiderte damit, daß der Polizeichef immer unbedauerlicher „Abblöhen“ sagte und ich wieder in meine Zelle eingeschlossen wurde. In den Vormittagsstunden konnten sich die Polizeigefangenen kurze Zeit in dem Vorraum der Zellenstraße bewegen. Nachmittags durften Besucher kommen. Reisens waren es „Reformer“, die Beschwörungen abhüllten. Zeitungen mitbrachten und wohl auch Zigaretten und belegte Brötchen verteilten.

Sobald die Besuchzeit kam, erschien „Boh“ O'Connor und ließ sich in eine für ihn besonders gereinigte Zelle einschließen. Er spielte noch immer den freiwilligen Untersuchungsgefangenen, was ihm von den Zeitungen als „echt amerikanischer Zug der Unterwerfung unter das Volksgesetz“ angedeutet wurde, wie ich aus den Zeitungen erlah, die die „Reformer“ brachten, und in denen der Mord an dem griechischen Kolonialhändler in ganzen Seiten behandelt wurde.

Die Polizei stellt eine Falle.

Am zweiten Tage nach meiner Verhaftung hätte ich nach amerikanischen Gebräuch dem Richter vorgeführt werden müssen. Das unterließ man aber, sondern holte mich wieder vor den Polizeichef. Das übliche Frage- und Antwortspiel. Schließlich rief der Chef:

„Lage mich mit dem Barfischen allein.“

Die übrigen Polizisten und Sergeant Frommholzer verließen das Zimmer. Mit einer unerwarteten Freundlichkeit wandte sich der Chef dann an mich. Er bot mir seine Zigaretten an, als ob ich ein Glaschen Whisky ein und sagte:

„Wir müssen jetzt aber endlich einmal zum Ziele kommen. Ich will es Ihnen offen sagen, ich habe Sie niemals für den Täter gehalten. Sie selbst sagen, daß Richter O'Connor auch nicht in Frage kommt. Die Stadt ist aber unruhig über die Kräfte, wenn auch keiner dem Griechen eine Träne nachweint. Ich habe hier ein kleines Schriftstück aufgesetzt, in dem alle Ihre Angaben wiederholt sind, und das Sie mir jetzt unterschreiben wollen, nicht wahr? Dann kann ich Sie sofort auf freien Fuß setzen.“

Der Chef hob mir Tinte und Feder herüber, legte den Finger auf das untere Ende des Blattes und sagte:

„Hier nur den Namen, dann sind Sie frei.“

Es war mir, als ob von irgendwoher die Stimme des alten Wenzel mir zustrahlte „Augen auf!“, als ob die Worte des freundlichen Sergeanten an mein Trommelfell klangen: „Oben frei!“

Ich blidte wie überlegend auf das Blatt. Aus den vielen Schreibmaschinenzellen traf mein Auge den Satz: „... und ich erkläre an Eides Statt, daß sich der Schuld unabsichtlich aus meinem Revolver löste, und ich den S. C. Pripotopolus nicht zu erschließen beabsichtigte.“

„Ich unterschreibe nicht.“

Der Polizeichef schaute mich an. Keine Miene verzog sich in seinem Gesicht.

„Sie wären frei gewesen mit einem Bilet nach Frisko und 100 Dollar in der Tasche. Sie wollen nicht? Sie bleiben in Haft, bis der Fall rechtslos geklärt ist, ein, zwei, vielleicht auch noch mehr Jährchen.“

Er klingelte. Sergeant Frommholzer kam.

„Abfahren?“

Frommholzer fragte leise auf Deutsch:

„Hast du unterschrieben?“

„Nein.“

„Bra.“

Otto Wessel aus Leipzig.

Im Jellengefängnis war gerade „Kühnert Eud“, das heißt, die Polizeigefangenen durften sich im Vorraum frei bewegen. Ein kleiner potennardiger Mensch von vielleicht 19 Jahren sah trübselig und los die deutsche „Tribüne“. Er war neu, mußte eingeleitet worden sein, als ich beim Polizeichef war.

„Na, Landsmann, warum bist du denn hier?“

Der kleine Dide diente:

„Ach, Sie sind ein Deutscher. Mein Name ist Wessel, Otto Wessel aus Leipzig.“

„Und was machst du hier?“

„Ich bin freiwillig hergekommen. Muß mich ein bißchen erholen. Morgen will ich weiter auf die Wals, um zu sehen, ob ich bei den Farmern Arbeit bekomme.“

Das war richtig. Arbeitslose werden ja einen Tag auf den Polizeiwachen verpflegt.

„Der Herr Polizeichef ist ein toller Herr“, fuhr Otto Wessel aus Leipzig fort. „Er hat sich ganz genau nach meinen Verhältnissen erkundigt, fragte ob ich in Amerika Verwandte habe. Ach, ich hab' ja keine. Er war an meiner Person sehr interessiert, alles was recht ist.“

Nach kurzer Zeit wurden wir wieder eingeschlossen. Wessel erhielt die Zelle neben meiner. Harmlos und zutraulich plauderte er weiter.

„Ach, des Schöne Sachsenland.“ „Ach, der bitterböse Krieg!“

„Hör.“

In seinem offenen Uniformrock kam der Polizeichef ins Arrestlokal.

„Otto Wessel“, rief er, „wo steht der Dutschman?“

„Hier“, rief der kleine Sachse.

Der Polizeichef reichte ihm ein Papier und einen Füllfederhalter durch das Gittergitter.

„Hier den Namen unterschreiben.“

Otto Wessel unterschrieb. Der Chef ging wieder nach oben.

„Landsmann“, flüsterte ich erseht, „was hast du gemacht?“

„Halt meinen Namen unter ein wichtiges Dokument gesetzt. Das war der Passagierchein nach Lincoln, den mir der Chef vorher versprochen hat. Damit laßt' ich umsonst auf Postler.“

Otto Wessel, Otto Wessel, was hast du jetzt getan? —

„Auf der Flucht erschossen...“

Zwei hämmige Polizisten holten bald darauf den kleinen Otto Wessel ab.

„Na, denn adieu, jetzt geht's auf die Farm“, rief er mir zu.

„Shut up! Maul halten!“, bellten die beiden Polizisten. Dann führten sie den kleinen Sachsen hinaus. —

Zur Zeit der Verhaftung erschien auch „Boh“ O'Connor wieder und begab sich in seine Zelle. Dann kamen die üblichen Besucher: Freunde vom „Boh“, Reformer mit Gebetbüchern, Zeitungen und Zigaretten, unter ihnen auch der Methodistenprediger, der sich bei der nächsten Szene in der Lincolnstraße meiner angenommen hatte. Die Reformer stimmten feunne wieder nach der Melodie der neuesten Tongeschloß an. „Boh“ O'Connor lachte drohend in seiner Zelle mit seinen Freunden, an die er diese Zigaretten austeilte. Sergeant Frommholzer, der die Aufsicht führte, trat an meine Zelle heran.

„Nicht zum Chef geben, da bist bald frei“, flüsterte er mir aus der Ecke seines Mundes zu.

Dann führten mit einem großen Halko der Polizeichef und ein Herr in Strohhut und Hemdärmeln die Treppe zu dem Arrestlokal herunter.

„Bill“ — rief der Chef schon von weitem seinem behaglich tauchenden Bruder zu, während die Reformer ihren Gesang abbrachen und überrascht aufhorchten — „Bill, congratulations, ich gratuliere, du bist ein freier Mann. Und Sie“ — er wandte sich an den Methodistenprediger — „Sie werden sich wohl wegen falscher Anschuldigung zu verantworten haben. Sie mit ihren hellen Augen, Sie, der nachts durch die Straßen schleicht und ehrliche Leute in Werdaffären verwickeln will. Sie ehrwürdiger Vertreter.“

Dann rief der Polizeichef mit erhobener Stimme, so daß alle Besucher und die beiden anwesenden Reporter der „See“ und „News“ es hören konnten:

„Der Mörder des Griechen ist ermittelt. Er hat ein Geständnis abgelegt. Hier ist das Protokoll mit seiner Unterschrift“ — er hob ein Blatt Papier in die Höhe und überreichte es mit den Worten: „Sie nehmen es bitte an sich, Mr. District-Attorney“ dem Herrn im Strohhut, der also der Staatsanwalt war.

„Der Mörder ist ermittelt“ — wiederholte dann der Chef, „es ist ein deutscher Bogabund, namens Otto Wessel. Er hat alles eingestanden. Auf dem Transport zum Countygefängnis verlor er, heute nachmittags zu entfliehen und mußte von den Beamten auf der Flucht erschossen werden. Er hat seine Tat also bereits gestanden.“

Frei, aber glückling.

Ein unbeschreibliches Halko erhob sich, das sich aber etwas gezwungen anhörte und befehlte Arbeit zu sein schien. Der Chef schüttelte seinem Bruder die Hand. Der Staatsanwalt schloß sich der Gratulationskur an. „Boh“ O'Connor, der Wörder des Griechen, war ein freier Mann. Otto Wessel, der kleine Sachse,

der keiner Fliege etwas zuleide getan haben würde und in seiner Vertrauensseligkeit sein eigenes Todesurteil unterschrieben hatte war nach seinem „Geständnis“ einfach wie ein Hund von hinten niedergestolzt worden — auf der Flucht erschossen...“

Das kleine deutsche heimatlose Kerlchen mußte mit seinem Blut den Ruh litzen, den der nächste Schuß in der Lincoln-Kreuz in das politische Fundament von Omaha geborsten hatte. Chef O'Connor kam an meine Zelle.

„Sie sind natürlich frei, junger Mann. Freuen Sie sich, daß der Täter gefanden hat. Sie waren schwer belastet. Wenn Sie Ihre Papiere und Ihr Geld aus dem Büro holen, will ich Sie noch sprechen.“

Lärmend verließ die ganze Gesellschaft das Arrestlokal. Nur Sergeant Frommholzer blieb zurück. Er schloß meine Zelle auf. Wiederholte seine Warnung:

„Hör, Landsmann. Du gehst nicht zum Chef. Laß deine Papiere und die paar Dollars im Stih. Du bist frei und kannst gehen und mich trifft kein Vorwurf, wenn ich dich hier zur Hintertür herauslasse. Komm.“

„Aber meine Papiere, mein Geld —“

„Laß sie laufen. Wenn du zum Chef gehst, bist du geliefert. Du weißt, was dem kleinen Deutschen heute mittag geschah. Hast du etwas Geld?“

„Einen 20-Dollarschein in dem Hosenaufschlag.“

„Gut, dann los. Hier heraus und nicht zum Bahnhof. Nimm die Trolche zum Güterschuppen und spring' auf einen Frachtzug. Aber schnell aus Omaha heraus...“

„Aber, warum —“

Der alte treue Blaurock hob mich durch die Kellertür: auf die von der Nachmittagssonne bestutete Seitenstraße:

„Grünhorn, du weißt zu viel über die Sache. Zu viel zu wissen, ist tödlich — in Omaha...“

Ich stand im Freien, war aber noch nicht frei. Ich war ein Flüchtling vor dem Arm des organisierten Verbrechertums.

Als blinder Passagier.

Dem Ratichlag des Polizeisergeanten folgend, bestieg ich eine Trolche, die zu den Eisenbahngüterschuppen fuhr. Vorläufig war ich vor Verfolgung sicher, denn zweifellos würden die beiden Brüder O'Connor ihren glangenen Trid mit dem kleinen Sachsen erst einmal bei einigen Gläschen besprechen. Bis zum Abend mußte aber Omaha hinter mich liegen. Polizeiflugeln treffen schnell, fallen nicht auf den Schließenden zurück — und was kümmerte man sich auch um den Tod eines „Foreigners“, eines Einwanderers.

Ich fuhr bis zur Endstation, wo ich in einem kleinen „Croccepladen“, einem Kolonialwarengeschäft, meinen Schein wechseln ließ und mir die nötige Wegweisung auf meiner kurzen Wanderzeit mit dem alten Wenzel erkand: Eine Dose Corned-beef, Gumpersal, ein halbes Pfund gemahlene Kaffee, ein Pfund geräucherter Speck und einige Säckchen „Ball Durham“ — Tabak sowie Streichhölzer und Zigarettenpapier.

Ich ließ alles in einen leeren Wehlfad tun, den ich mit einem starken Bindfaden festband und mir über die Schulter hing.

„You want to jump it?“, fragte der Crocer. „Willst du dich auf einen Frachtzug einschmuggeln?“

Ich nickte. Im Westen Amerikas gehört das „Jumpen“ zu den alltäglichsten Ereignissen. Man springt auf einen fahrenden Güterzug, nicht sich in einen leeren Waggon ein und überläßt es dem Zufall, wohin man befördert wird. Wird man von dem Dreemer abgefaßt, so ist es üblich, ihm einen halben Dollar oder eine Viertelliterflasche Whisky zu geben. Dafür läßt er einen eine Station, etwa 400 Kilometer, unbehelligt fahren. Hat man aber kein Geld und keinen Schnaps, so muß man gewärtig sein, kurzerhand aus dem fahrenden Zug herausgeworfen zu werden.

„Am 8.17 geht ein letzter Zug nach Denver“, sagte der Crocer. „Wenn du hinter dem Silo wartest, kannst du ihn bezaem „jumpen“. Da fährt er langsam.“

Er gab mir in meinem Wehlfad fürsorglich einige halbe Dollarküde, die ich im Notfall dem Dreemer zucken konnte. Jetzt war es halb sechs. Ich hatte also noch eine gute halbe Stunde Zeit. Ich bemühte sie, um in einem kleinen „Saloon“ zwei Viertelliterflaschen Whisky zu kaufen, und zum letzten Male einen Blick in eine Omahaer Zeitung zu werfen...“

Reisebekanntschaft...“

„Hey, you, lookout where you step. Kannst du dich nicht vorsehen? Wie kommst du überhaupt hier rein?“

Eine heile Stimme schnauzte mich nach Strich und Faden an, und ein Paar Augen funkelten mir tiefste Empörung entgegen, worauf sich mit einem Rud ein kleines häßliches Kerlchen in blauen „Overalls“, wie sie die Farmer tragen, einer dünnen Jacke und einer über die Stirn gezogenen Sportmütze aus dem Stroh des leeren Viehwagens emporrappelte.

(Fortsetzung folgt.)

